

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 1 (1907)

Artikel: Konzentration im Schweizerischen Bibliothekwesen
Autor: Fueter, Eduard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-751185>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

solle man es in den Herbergen neben dem ordentlichen Feldzeichen aushängen, und wenn sie dann heimkehren, wolle man es mit allen Ehren empfangen und dermassen einbegleiten „dass mengklich sol befinden, das wir hertzlichen willen darzu tragen und es geert haben wollen“¹⁾).

Schon am 15. Juli konnten die Basler Offiziere heimberichten, dass ihnen das Banner öffentlich übergeben worden sei und dass sie hoffen, dass dieses Kleinod die gelockerte Disziplin in ihrem Kontingent wieder herstelle, in Anbetracht, dass Alle gemeinsam solche Ehre erlangt hätten. — „Wir haben ouch das offenlich mit spil, pfyffen und trummen in unser herberg tragen und zwen oder dri tag offen fliegen lassen“²⁾



KONZENTRATION IM SCHWEIZERISCHEN BIBLIOTHEKWESEN.

Die Zukunft unserer Hochschulen hängt vor allem davon ab, ob es gelingen wird, die Hilfsmittel zum wissenschaftlichen Studium, wie Bibliotheken und Laboratorien, auf der Höhe der Zeit zu halten. Auch künftig werden sich hervorragende ausländische Forscher durch geringe Frequenz und niedrige Bezahlung nicht abhalten lassen, die ersten Jahre ihrer Tätigkeit unseren Universitäten zu widmen, wenn wir ihnen die Möglichkeit zum eigenen Weiterstudium geben können. Aber die Spezialisierung der Wissenschaften und unsere beschränkten Mittel erlauben es uns jedes Jahr weniger, bedeutenden Forschern die Garantien zu bieten, auf die sie Anspruch erheben. Der Bau des neuen Chemiegebäudes in Basel ist dadurch gefördert worden, dass ein fremder Gelehrter nach dem andern den Ruf an die eine erledigte Professur ablehnte; nicht, weil die Stelle zu schlecht dotiert war, sondern weil die Laboratoriumsverhältnisse ein erspriessliches Arbeiten ausschlossen.

Was für die Naturwissenschaften die Laboratorien, das sind für die Geisteswissenschaften die Bibliotheken. Nun reichen die Bestände der schweizerischen Bibliotheken für keine historische oder philologische Spezialarbeit, die nicht lokalgeschichtlichen Charakter trägt. Hier könnten nur radikale Mittel Abhilfe schaffen. Doch wird der Gedanke einer eidgenössischen Hochschule, die einzige Massregel, die Besserung bringen könnte, nicht einmal mehr als Programmpunkt erwogen!

¹⁾ l. c. Nr. 216. Wie dann später das Banner feierlich in die Heimat einbegleitet wurde, siehe bei Wurstisen S. 506.

²⁾ l. c. Nr. 220.

Eine wirkliche Besserung ist also für die nächste Zeit ausgeschlossen. Doch sollten wir wenigstens versuchen, das, was wir an Bücherschätzen in der Schweiz besitzen, der Forschung möglichst zugänglich zu machen. Leider ist dies keineswegs der Fall. Schuld daran sind nicht unsere Bibliothekare, sondern der Mangel einer einheitlichen Organisation, die Zersplitterung in kantonale Sonderbestrebungen. Die Bibliothekare haben in den letzten Jahren eine bessere Fühlung zwischen den Bibliotheken herzustellen gesucht und dabei schon manches erreicht. Wir haben im Katalogisierungswesen bedeutende Fortschritte erzielt, und die „Publikationen der Vereinigung schweizerischer Bibliothekare“, die kürzlich mit einer Arbeit von Dr. Hans Barth über „Bedeutung und Herstellung eines schweizerischen Gesamtkataloges“ eröffnet wurden, legen den Beweis ab, dass es diesen weder an Willen noch an Tatkraft zur Reform fehlt. Aber was sie tun können, ist beschränkt, und eine radikale Änderung und Umgestaltung der Bibliotheken ist Sache der Behörden. Reformvorschläge dürfen daher Anspruch darauf erheben, vor der Öffentlichkeit erörtert zu werden; ein Projekt dieser Art ist das Folgende.

Wer historische Studien gemacht hat, weiss, dass die literarische Produktion der ältern Zeit in unsern Bibliotheken verhältnismässig viel besser vertreten ist, als die des letzten Jahrhunderts. Die Umstände, die diese Ungleichheit herbeigeführt, haben uns hier nicht zu beschäftigen. Genug; wir sind günstiger gestellt, wenn wir ältere als wenn wir neuere Literatur zu benützen haben, und wir zehren in dieser Beziehung immer noch von der materiellen und in mancher Beziehung auch geistigen Superiorität, deren sich unsere alten Städte im 17. und 18. Jahrhundert gegenüber einer grossen Zahl kleiner deutscher Universitätsorte erfreuten. Was das bedeutet, sieht man vor allem ein, wenn man bedenkt, dass durch die zahlreichen Gründungen neuer Bibliotheken, besonders in Amerika, der Preis älterer Werke stark in die Höhe gegangen ist, und dass es nur noch grossen Bibliotheken, die es mit der amerikanischen Konkurrenz aufnehmen können, möglich ist, auch nur die wichtigsten der vor dem 19. Jahrhundert erschienenen Bücher zu erwerben. Wir könnten also in dieser Beziehung manchen kleinern deutschen Bibliotheken, die nicht auf die reiche Vergangenheit unserer Städte zurücksehen, wohl die Stange halten, wenn, ja wenn unsere Schätze nicht so zersplittert wären. Verhängnisvoll ist vor allem der Umstand, dass neben der grossen Anzahl Universitätsbibliotheken noch eine stattliche Reihe Bibliotheken an Orten existieren, die keine Universität besitzen. Was diese Kantons- oder Stiftsbibliotheken enthalten, ist, abgesehen von den Werken, die die schweizerische Geschichte im weitesten Sinne des Wortes betreffen, für die wissenschaftliche Forschung so gut wie verloren. Und doch könnten gerade sie zu dem alten Bestande unserer Universitätsbibliotheken sehr wertvolle Ergänzungen liefern.

Die Hochschulen der Schweiz sind mit Ausnahme von Freiburg alle auf altprotestantischem Boden entstanden. Selbstverständlich haben daher bei der Anschaffung der Bücher in frühern Zeiten konfessionelle

Rücksichten einen bedeutenden Einfluss ausgeübt. Die historisch wichtige, zu einem guten Teile heute noch unentbehrliche ältere Literatur zur Kirchengeschichte des Mittelalters ist daher zum Beispiel in ihnen verhältnismässig schlecht vertreten, soweit nicht der Umstand, dass der Staat noch im 19. Jahrhundert ein ihm zugewiesenes Kloster säkularisieren konnte, hier Ersatz geschaffen hat, wie es Zürich mit dem Kloster Rheinau gegangen ist. Die Basler Bibliothek, der kein so günstiger Zufall zu Hilfe kam, entbehrt eine Reihe wichtiger Werke des 17. und 18. Jahrhunderts, die beim Studium der mittelalterlichen Geschichte recht gute Dienste leisten könnten. Diese Werke befinden sich zum Teil in Aarau, wohin sie durch die Klosteraufhebungen der vierziger Jahre gekommen sind.

Ähnlich steht es mit einer Anzahl Stiftungen, die an Orte gemacht sind, wo niemand von ihnen Nutzen zieht. Denn die ältere Literatur aller Wissenschaften ist nur für den Spezialforscher von Wert (wiederum abgesehen von den lokal- und schweizergeschichtlichen Werken), dem die wissenschaftliche Methode die systematische Durcharbeitung alles irgendwie erreichbaren Materials vorschreibt, und solche Spezialisten gibt es nur an den Universitäten. Es kann ja natürlich vorkommen, dass einmal zur Ausnahme ein ohne akademische Stellung lebender Bewohner einer Stadt ohne Universität zufällig eines der ältern Werke benützt, das wohl die Bibliothek seiner Stadt, nicht aber die der nächsten Universität besitzt. Aber solche Ausnahmen kommen nicht in Betracht. Wer an einem kleinern Ort Spezialstudien irgend einer Art treibt, ist so wie so auf die nächste grössere Universitätsbibliothek angewiesen, und seine Arbeit wird ihm kaum viel leichter gemacht, wenn er im Verlaufe seiner Studien ein oder zwei alte, meist zunächst entbehrliche Schriften weniger kommen lassen muss. Denn ältere Werke können nur ausgenützt werden, wenn die neuen zur Hand sind; und wenn diese nicht einmal auf unsern Universitätsbibliotheken in ausreichendem Masse zu finden sind, so ist klar, dass die kleinern Büchersammlungen den Suchenden erst recht im Stiche lassen. Unter Umständen sieht ein Gelehrter in der „Provinz“ ein älteres Werk lieber auf einer grössern Bibliothek nach, wo alle Hilfsmittel zur fruchtbaren Ausnützung da sind. Weiterer Vorteile, wie dass die grössern Orte bessere Verkehrsverbindungen haben und daher zum Beispiel auch von einer andern Universitätsstadt aus leichter zu erreichen sind, ganz zu geschweigen. Man kann sich nun allerdings in manchen Fällen das Buch, dessen man bedarf, aus der kleinern Bibliothek kommen lassen; aber welche Mühe und welches Risiko um ein Werk, das vielleicht eine wichtige Angabe enthält und das, wenn es gleich zur Hand gewesen wäre, eventuell in fünf Minuten hätte erledigt werden können! Namentlich wenn es sich um eine verschollene Fachzeitschrift handelt, die unter keinen Umständen verschickt werden kann!

Will man diese Übelstände beseitigen, so gibt es nur einen Weg. Man deponiere sämtliche Werke der kleinern Bibliotheken, die weder die vaterländische Geschichte berühren, noch für die lebendige Wissenschaft von Interesse sind, in den Universitätsbibliotheken, wo sie allein fruktifi-

ziert werden können. Die Unterscheidung ist keineswegs so schwer zu treffen, wie es den Anschein haben könnte. Denn selbstverständlich würden nur die Bücher an die grössern Bibliotheken abgegeben werden, die dort noch nicht vertreten sind; die Werke, die der akademisch Gebildete ausserhalb der Universitäten, vor allem der Kantonsschulprofessor, zu seiner eigenen Ausbildung unbedingt braucht, werden in den Hochschulbibliotheken so wie so vorhanden sein. In der Praxis würde die Ausscheidung so vor sich gehen, dass der ganze Bestand der kleinern Bibliotheken, mit Ausnahme des lokal- und schweizergeschichtlichen Teils, an die grössern Sammlungen überzugehen hätte, so weit die betreffenden Werke in den Universitätsbibliotheken nicht schon vorhanden sind. Diese würden sich dafür erkenntlich zeigen, indem sie einen regelmässigen und billigen Versendungsdienst nach den kleinern Bibliotheken einrichten würden. Es ständen so beide Teile besser: der Universitätsgelehrte, weil er die ältere Literatur seines Faches leichter zugänglich hätte, der Gelehrte in der „Provinz“, weil er die nächste grössere Bibliothek bequemer benützen könnte.

Wir gewärtigen nun die lärmenden Einwendungen wohl, die dieser Vorschlag, wenn er überhaupt diskutiert werden sollte, nach sich ziehen wird. Vor allem die falsche Analogie mit der bildenden Kunst. Man wird darauf hinweisen, dass man davon abkomme, alle Bilder eines Landes in ein Museum zu vereinigen, dass die kleinern Städte auch ihren Anteil an der Kultur haben müssen, dass eine Zentralisation in geistigen Dingen nach Pariser Muster keineswegs wünschbar wäre und ähnliches mehr. Nun handelt es sich aber durchaus nicht darum, den Leuten an den kleinern Orten ein Bildungsmittel wegzunehmen; alle Bücher, die noch Belehrung oder Anregung bieten können, würden ihnen gelassen, bloss die Werke, die nur noch antiquarisches oder spezialistisches Interesse haben, würden ihnen einigermassen entzogen. Der Vergleich mit alten Gemälden etwa trifft ganz und gar nicht zu. Eine kleinere Stadt, der man ein Original-Kunstwerk entzieht, verliert damit einen Schatz, der sich auf keine Weise ersetzen lässt, ohne dass der Wissenschaft ein Dienst erwiesen wird. Denn der Kunsthistoriker muss so wie so reisen, und er wird ein Bild sogar lieber an dem Orte sehen, für den es ursprünglich bestimmt war, als in einem gleichgültigen Museum. Eine kleinere Bibliothek, die ihre alten Bestände abgibt, entäussert sich dagegen nur eines toten Kapitals, das ausserdem in sehr vielen Fällen zu ihr in gar keinem historischen Verhältnis steht; denn was hat zum Beispiel die mittelalterliche Theologie gerade mit Aarau zu tun? Man wird noch anderes vorbringen. Als stichhaltig wird man nur eine Einwenduug bezeichnen können: den Nachweis, dass die zu deponierenden Bücher regelmässig in den Orten, wo sie sich befinden, benützt werden.

Was aber die Reform am meisten hindern wird, ist der Lokalstolz auf die Bändezahl. Ob die Bibliothek am Orte selbst ausgiebig, in allen ihren Teilen benützt wird, ist schliesslich gleichgültig; wenn nur im Fremdenführer ein grosser Bestand an Bänden angegeben wird. Und doch, wie

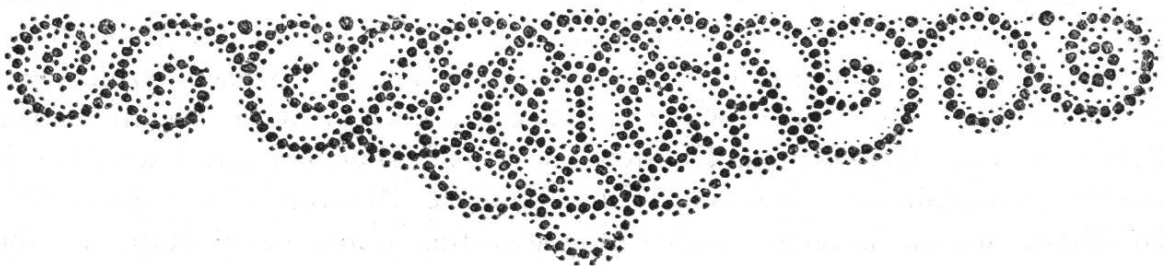
viel mehr berechtigt wäre der Stolz über ein so seltenes Geschenk, als der über eine ohne unser Verdienst und zum Teil zufällig zu sammengekommenen Sammlung! Wie gut könnten so die Kantone ohne Universität einen Teil des Dankes abstaten, den sie den andern für die Gratisausbildung ihrer akademischen Bürger schuldig sind!

Die kleinern Bibliotheken könnten sich die Räumlichkeiten, die dabei frei würden, wieder füllen, wenn sie in noch systematischerer Weise, als bisher geschehen, alles Material, das zur Lokalgeschichte in Beziehung steht, sammeln. Man wirft der Landesbibliothek oft vor, zu viel „Schund“ aufzuspeichern, der kaum lokalgeschichtlichen Wert habe. Die kleinern Bibliotheken könnten sie wesentlich entlasten, wenn sie auch die untergeordnete Tagesliteratur ihres Gebiets bei sich aufnehmen. Eine fruchtbare Benutzung dieser Produkte wäre an Ort und Stelle viel eher möglich, und die bei der Landesbibliothek vermisste Ausscheidung des absolut Unbedeutenden würde sich dabei mit mehr Sachkenntnis und weniger Gefahr vollziehen lassen.

Der Vorschlag wird gewiss auf grosse Opposition stossen. Einzelne kleinere Orte werden sich stellen, als wenn man sie berauben wollte. Wir hoffen, man werde diese Ausführungen trotzdem einiger Beachtung würdigen. Man entzieht den Städten ohne Universität nichts; man macht ihnen nur die Benützung eines von ihnen kaum je gebrauchten Materials etwas schwieriger. Im jetzigen Moment, da der Neubau der Züricher Bibliothek vor der Türe steht, würde es besonders dankbar aufgenommen werden, wenn diese einen Teil ihrer Lücken mit dem Material ausfüllen könnte, das gegenwärtig, obwohl in der Nähe und in öffentlichem Besitz, in jedem einzelnen Falle erst auf umständliche und zeitraubende Weise herbeigeschafft werden muss.

ZÜRICH.

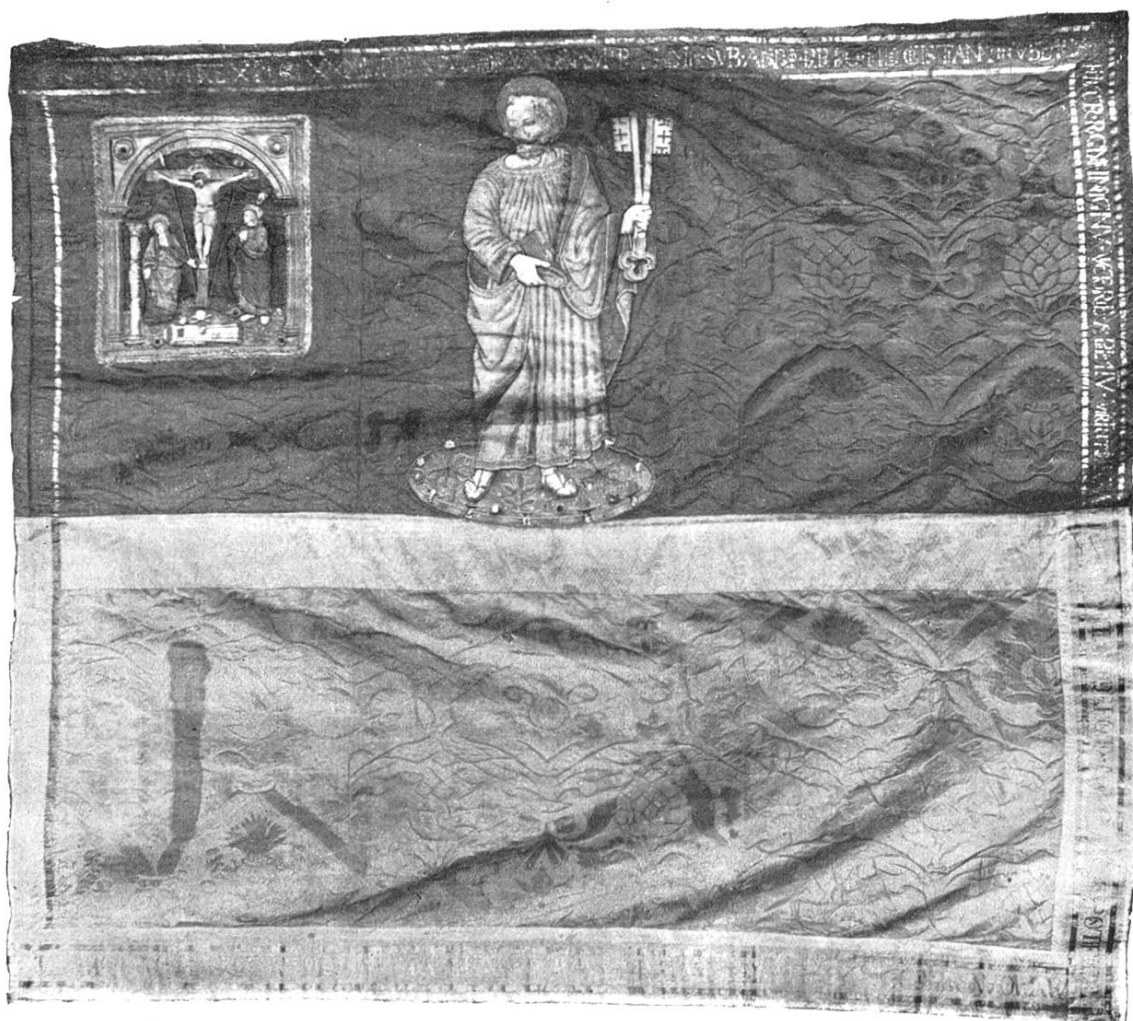
EDUARD FUETER.



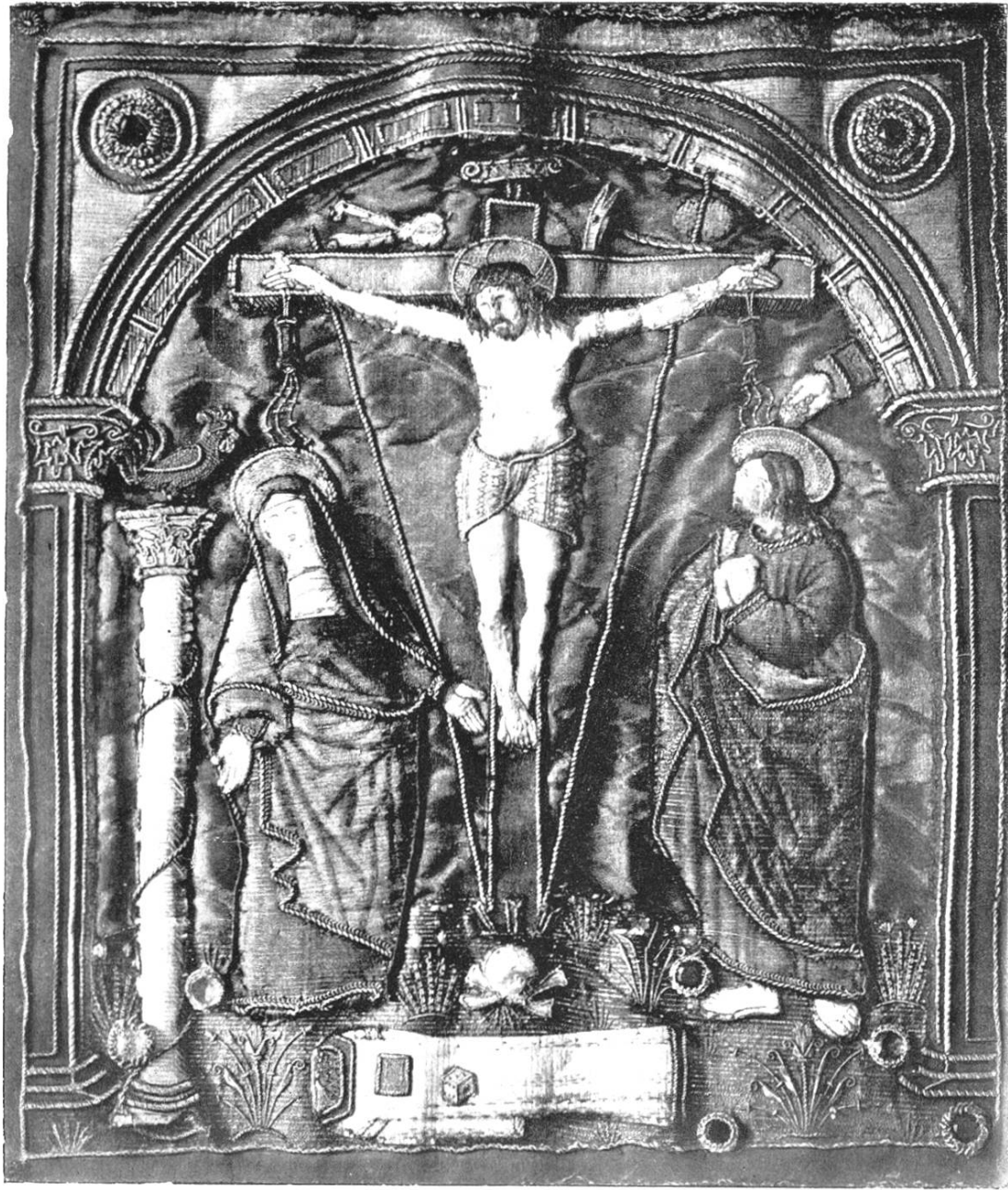
Nachdruck der Artikel nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet.
Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telephon 7750.



QUARTIER DES FREIBURGER JULIUSBANNERS



OBWALDNER JULIUSBANNER



QUARTIER DES OBWALDNER JULIUSBANNERS